

Frankreichforschung

Noch einmal: Quo vadis, Frankreichforschung?

**Situation und Perspektiven der Kunsthistorischen
Frankreichforschung.** Table ronde, Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf, 4.–6. Juni 2025.

Organisation: Andrea von Hülsen-Esch (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf)
und Christian Freigang (Freie Universität Berlin)

Dr. Jana Glorius-Rüedi
Mitglied des Postdoc-Forums Frankreichforschung
Berlin
mail@janaglorius.com

Noch einmal: Quo vadis, Frankreichforschung?

Jana Glorius-Rüedi

Nach der Auftaktveranstaltung, die im November 2010 am Deutschen Forum für Kunstgeschichte (DFK) in Paris stattfand (vgl. den Bericht von Christine Tauber in der *Kunstchronik* 64/4, 2011, 182ff.[↗]), und dem „DFG-Rundgespräch Frankreichforschung“ an der Universität Trier vom 22. bis 24. Juni 2023 (vgl. den Bericht des Mitorganisators Markus Rath[↗]) sollten bei der diesjährigen, dritten Veranstaltung dieses Formats aktuelle Forschungsfragen und Schwerpunktsetzungen der kunsthistorischen Frankreichforschung diesseits und jenseits der deutsch-französischen Grenze analysiert werden.

Eingeladen waren primär Vertreter*innen aus dem universitären Bereich sowie aus kunsthistorischen Forschungsinstituten, die in insgesamt sechs Panels einen Überblick über die gegenwärtige Forschung in Form von Statements präsentierten. Dabei wurde der Blick auch auf einen Vergleich der unterschiedlichen Forschungslandschaften in Deutschland und Frankreich gelenkt, um die vorherrschenden Themensetzungen und methodischen und institutionellen Ansätze einander gegenüberzustellen. Diese Bestandsaufnahme sollte als Ausgangspunkt für die zukünftige Positionierung des Forschungsschwerpunkts dienen, zudem bestehende inhaltliche Desiderate an deutschen Universitäten sichtbar machen und Schwerpunkte für eine mögliche zukünftige Forschung und Kooperationen aufzeigen.

I. Nach einer Einführung durch die Organisator*innen wurde das Rundgespräch mit der Keynote von Philippe Cordez (Musée du Louvre, Paris) zur „Kunsthistorischen ‚Frankreichforschung‘ in Deutschland: Erfahrungen und Ansprüche aus Frankreich“ eröffnet. Cordez führte aus, dass seit dem 19. Jahrhundert Frankreich als „Sehnsuchtsland“ der deutschen Kunstgeschichte,

besonders im Bereich der Mittelalterforschung, galt. Dieses Interesse wurde durch politische Ereignisse (Fotokampagnen während der Besatzungszeit, welche die Grundlage für bedeutende Fotoarchive legten, Exil deutscher Kunsthistoriker*innen) geprägt und hinterlässt bis heute Spuren in der Forschungslandschaft. Cordez hob hervor, dass Exilforschende mit ihren Methoden und Texten die Kunstgeschichte transnational erneuerten. Er plädierte für eine kritische Auseinandersetzung mit nationalen Paradigmen. In Deutschland wurden nach 1945 nationale Deutungsmuster stärker hinterfragt, in Frankreich hingegen wird bis heute an der kulturellen Verankerung der Kunstgeschichte in nationalen Institutionen festgehalten. Während die französische Forschung durch zentralistische Strukturen (INHA, Louvre, EHESS) geprägt ist, zeigt sich die deutsche dezentral und projektorientiert, jedoch weniger nachhaltig in institutioneller Hinsicht. Cordez zeigte Forschungsdefizite auf, etwa die geringe Sichtbarkeit deutscher Frankreichforschung in Frankreich. Gleichzeitig sieht er Chancen in gemeinsamen, transnationalen Projekten und der stärkeren Einbindung musealer Forschung, die in Frankreich ein wissenschaftliches Innovationsfeld darstellt. Er schloss mit der Forderung, die deutsch-französische Forschung aus den nationalen Blickwinkeln zu befreien und verstärkt auf kooperative, grenzüberschreitende Perspektiven zu setzen. Die Zukunft liege in der Öffnung für andere Kulturreiche und in der aktiven Zusammenarbeit zwischen Universitäten, Museen und internationalen Netzwerken.

In seinem Abendvortrag diskutierte Thomas Kirchner (Berlin/Paris) „Frankreich transnational: Migration, nationale Kunst und das Klima“ die historische Entwicklung nationaler Kunstkonzepte an den Beispielen Frankreich und Mexiko. Kirchner erläuterte, dass Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert bewusst eine

nationale Kunspolitik entwickelte, die stark durch Zentralisierung geprägt war, während diese Entwicklung gleichzeitig in einem Spannungsverhältnis zu transnationalen Einflüssen, etwa durch italienische und niederländische Künstler, stand. Ein Aspekt des Vortrags lag in der Vorstellung historischer Klimatheorien, die im 18. Jahrhundert zur Rechtfertigung kultureller Hierarchien dienten und sich auf die Bewertung künstlerischer Produktion auswirkten. Anhand der mexikanischen Malerei des 19. Jahrhunderts zeigte Kirchner, wie französische Kunstkonzepte als Vorbild dienten, aber lokal umgeformt wurden. Er betonte die Notwendigkeit, nationale Kunstgeschichten nicht isoliert, sondern als Teil globaler Austauschprozesse zu verstehen; die Kunstgeschichte sollte stärker transkulturell ausgerichtet und koloniale Denkstrukturen kritisch reflektiert werden.

II. Die folgenden Tage widmeten sich den thematischen Panels, denen sich ein Bericht von Eva Martha Eckkrammer, Präsidentin der Deutsch-Französischen Hochschule, zur Situation der DFH anschloss. Die Panels, die unterteilt waren in Epochen und Gattungen (Architektur, Malerei, Skulptur, Fotografie) sowie Forschungsbereiche wie Kunsttheorie, Kunstkritik, Emotionsforschung, Kulturtransfer oder Reiseliteratur vorstellten, begannen mit Beiträgen zur Filmgeschichte von Henry Keazor (Universität Heidelberg) und zur Soziologie von Elisabeth Fritz (DFK Paris). Im Panel Mittelalter / Frühe Neuzeit sprachen Marc Schurr (Universität Trier), Markus Rath (Universität Trier), Sigrid Ruby (Justus-Liebig-Universität Gießen) und Hendrik Ziegler (Philipps-Universität Marburg). Das 2. Panel zum 18. Jahrhundert bestritten Mechthild Fend (Goethe-Universität Frankfurt), Katharina Krause (Philipps-Universität Marburg) und Jürgen Wiener (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf). Im Panel 3 – 19. Jahrhundert – referierten Britta Hochkirchen (FU Berlin), Wiebke Windorf (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) und Gregor Wedekind (Johannes Gutenberg-Universität Mainz). Im Panel 4 zur Moderne sprachen Salvatore Pisani (Universität Mainz), Peter Geimer und Dennis Jelonnek (DFK Pa-

ris), Christian Freigang (FU Berlin) sowie Mathilde Arnoux (DFK Paris), im Panel 5 – Bildwissenschaft – Dominik Brabant (ZI, München) und Kerstin Thomas (Universität Stuttgart). Das letzte Panel zum Transfer bot Statements von Martin Schieder (Universität Leipzig), Joachim Rees (Universität des Saarlandes) und Gabriele Genge (Universität Duisburg-Essen).

In der Gotikforschung zeigte sich Frankreichs kontinuierliche Bindung an die nationale Denkmalpflege, während deutsche Beiträge methodische Innovationen, aber institutionelle Schwächen betonten. Frankreich verfügt über starke Zentren für Renaissanceforschung, die epochenübergreifend arbeiten und Materialstudien mit sozialhistorischen Analysen verbinden. Projekte wie die Studien zur Schule von Fontainebleau stehen für eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit dieser Epoche. Die Renaissanceforschung in Deutschland ist geprägt durch internationale Kooperationen, ein Interesse an Gender- und Theoriediskursen und neuen Materialstudien, jedoch institutionell schwächer verankert.

In Frankreich ist die Forschung zu den Epochen des Grand Siècle und des 18. Jahrhunderts durch die enge Bindung an die Monarchiegeschichte geprägt, Forschung konzentriert sich auf monarchische, religiöse und höfische Kontexte. Museale Großprojekte – etwa in Versailles – unterstützen diese Ausrichtung. Deutschland hingegen integriert sozialhistorische Perspektiven, Amateurkultur, Gender Studies und Sozialgeschichte stärker in die Forschung, wodurch alternative Sichtweisen entstehen, die über das höfische Narrativ hinausgehen.

Die Beiträge zur Kunst des 19. Jahrhunderts verdeutlichten den Gegensatz zwischen einer französischen Forschung, die diese Zeit weiterhin als identitätsstiftende Epoche begreift, und deutschen Ansätzen, die die Verflechtungen mit europäischen und globalen Kontexten analysieren. Frankreich betont die Rolle der Kunst in der Herausbildung der nationalen Kultur, Deutschland hingegen die theoretische Auseinandersetzung mit Fragen der Moderne, etwa durch postkoloniale und sozialhistorische Perspektiven. In der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts zeigt sich eine

ähnliche Tendenz: Französische Forschungen sind stärker auf urbane Transformationen, insbesondere die Entwicklung von Paris, fokussiert und bleiben oft in den eigenen architektonischen Traditionen verankert. Deutsche Projekte hingegen verbinden Stadtgeschichte mit gesellschaftstheoretischen und internationalen Fragestellungen.

Diese methodische Offenheit ermöglicht es, Phänomene wie den Wiederaufbau nach 1945 oder die Rezeption von globalen Architekturen kritisch zu beleuchten. Fotografie, Film und Comics/Bandes dessinées werden von der französischen Forschung gleichwertig mit traditionellen Gattungen behandelt, während in Deutschland lange Zeit eine disziplinäre Trennung zwischen Kunst- und Medienwissenschaft aufrechterhalten wurde. Erst in jüngerer Zeit wurden sie stärker in die Kunstgeschichte integriert. In den Postcolonial Studies wird in Frankreich Kolonialgeschichte mit Schwerpunkt auf dem historischen Kontext und der Rolle der Kolonialmacht untersucht. Zwar gibt es kritische Ansätze, doch nationale Perspektiven bleiben präsent. In Deutschland werden postkoloniale Theorien eingesetzt, um nationale Narrative zu dekonstruieren und Machtverhältnisse zu analysieren. Hier dominieren theoretische Ansätze, die weit über die reine historische Kontextualisierung hinausgehen; der „Black Atlantic“ als Forschungsfeld kann deutsche und französische Perspektiven zusammenführen.

III. Die Table ronde zeigte, dass die Divergenzen mehrere Ebenen umfassen, neben den genannten inhaltlichen auch institutionelle. In Frankreich ist die Kunstgeschichtsforschung stark in zentralisierten Strukturen verankert. Institutionen wie das Institut national d'histoire de l'art (INHA), die École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS) oder das Centre André-Chastel sind nicht nur Forschungszentren, sondern zugleich Koordinationsstellen für das gesamte Fach. Museen wie der Louvre oder das in Kürze eröffnende Musée du Grand Siècle fungieren als aktive Forschungszentren, in denen Ausstellungspraxis und wissenschaftliche Arbeit eng miteinander verbunden sind. Diese Institutionen verfügen über Ressourcen, die eine

langfristige Forschung ermöglichen, aber auch eine gewisse nationale Perspektive begünstigen. Ihre Bestände stellen sie durch Digitalisierungsprojekte der internationalen Forschungsgemeinde zur Verfügung. Auch regionale Museen spielen eine aktive Rolle, indem sie wissenschaftliche Konferenzen ausrichten und eigene Forschungsprogramme entwickeln. Diese Infrastruktur ermöglicht langfristige Projekte, die mehrere Generationen von Forscher*innen überdauern, und sorgt für eine hohe internationale Sichtbarkeit. Forschung, Denkmalpflege und Kulturpolitik sind hier eng miteinander verbunden.

Deutschland dagegen ist durch eine dezentrale Forschungslandschaft geprägt. Hier tragen vor allem Universitäten die Forschung, ergänzt durch punktuelle Kooperationen mit Museen oder internationalen Partnern. Diese Dezentralität begünstigt zwar eine methodische Vielfalt, erschwert jedoch die institutionelle Verfestigung von Langzeitprojekten. Während in Frankreich auf die Kontinuität musealer Strukturen gesetzt werden kann, fehlt es in Deutschland oft an nachhaltiger Förderung, wodurch selbst herausragende Dissertationen oder Einzelprojekte kaum institutionelle Nachwirkungen entfalten. Forschungsförderung basiert überwiegend auf Drittmitteln, etwa der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Diese unterstützen häufig zeitlich begrenzte Projekte, die modischen Turns und Hypes im Fach folgen – und das mit deutlicher Verspätung zum Aufkommen der Trends (vgl. hierzu das Editorial von Dietrich Erben und Christine Tauber zu den Special Issues 2024 der *Kunstchronik* zu *Methodischen Turns, Hypes und Trends in der Kunsthistorik seit den 1960er Jahren I* ↗ und *II* ↗). Museen können, anders als in Frankreich, aufgrund des Mangels an Kapazitäten nur bedingt Aufgaben in der Forschung übernehmen – ihre Rolle beschränkt sich häufig auf die Sammlungspflege und die Durchführung von Ausstellungen sowie in jüngster Zeit auf die Provenienzforschung. Dies führt zu einem System, das methodische Vielfalt und thematische Offenheit hervorbringt, gleichzeitig aber Nachwuchsforschende in prekäre Arbeitsverhältnisse drängt. Die Schwäche langfristiger Institutionalisierung erschwert die Ausbildung stabiler Forschungsnetzwer-

ke. Im Bereich der Digitalisierung zeigt sich Frankreich als Vorreiter: Projekte wie Gallica⁷ bieten umfassende digitale Zugänge zu Quellen und Objekten.

IV. In Frankreich bleibt die Kunstgeschichte eng mit nationaler Kulturpolitik und dem „patrimoine“ verknüpft. Nationale Paradigmen – wie Gotik, Renaissance, Grand Siècle – dienen nicht nur der Forschung, sondern auch der Identitätsstiftung. Diese Verbindung wird nicht hinterfragt, sondern produktiv genutzt. In Deutschland wurde nach 1945 die ideologische Instrumentalisierung der Kunstgeschichte reflektiert. Postkoloniale, feministische und globalhistorische Perspektiven prägen heute den Diskurs. Philosophie, Soziologie, Politikgeschichte und Medienwissenschaft liefern Konzepte, welche in der Kunstgeschichte als kritische Instrumente zum Einsatz kommen. Durch die Digital Humanities kommt es zu einem verstärkten Einsatz quantitativer Methoden und sozialwissenschaftlicher Analyse, z. B. durch Visualisierungen, Netzwerkanalysen und Publikumsforschung. Die Kunstgeschichte wird sowohl in Deutschland als auch in Frankreich zunehmend sozialgeschichtlich und sozialtheoretisch ausgerichtet – was in der französischen Geschichtswissenschaft im Umfeld der *Annales* schon lange der Fall ist. Es gibt Unterschiede in den historischen und institutionellen Kontexten, aber auch ähnliche Trends, wie die sozialhistorische Perspektivierung und die Digitalisierung der Kunsthistorischen Wissenschaften.

Bezüglich der methodologischen Unterschiede lässt sich festhalten, dass in Frankreich die Objekt- und Archivorientierung dominiert. Projekte zur Digitalisierung und Materialanalyse – etwa in Versailles oder in den Archiven des Louvre – zeigen, wie eng empirische Forschung mit naturwissenschaftlichen Methoden verknüpft ist. Kunstgeschichte versteht sich als historische Wissenschaft, die von der sorgfältigen Analyse des Materials ausgeht. In Deutschland hingegen wird stärker auf kritische Theorie gesetzt. Empirische Arbeit wird durch Konzepte aus Philosophie, Kulturwissenschaft, Soziologie und Medientheorie ergänzt. Postkoloniale Studien, praxistheoretische Ansätze

und kritische Medienanalysen erweitern den Interpretationsrahmen – der Poststrukturalismus wurde in Deutschland stärker rezipiert als in der französischen Kunstgeschichte. Dies schafft neue Perspektiven, führt aber auch dazu, dass die eigentliche Objektanalyse gelegentlich in den Hintergrund tritt.

V. Die Schlussdiskussion warf die Frage auf, wie sich die divergierenden Ansätze produktiv verknüpfen lassen. Dabei kristallisierten sich folgende zentrale Forderungen heraus: Die Verbindung von empirischer und theoretischer Forschung – die Stärken beider Traditionen sollten komplementär genutzt werden. Die Stärkung transnationaler Projekte – gemeinsame Forschung über nationale Grenzen hinaus ist notwendig, um globale Themen angemessen zu behandeln. Die institutionelle Vernetzung – besonders die deutsche Frankreichforschung braucht nachhaltigere Strukturen, um im internationalen Vergleich sichtbar zu bleiben und zukünftige gemeinsame Projekte auszubauen. Dies erfordert nicht nur wissenschaftliche Kooperationen, sondern auch den Abbau sprachlicher und institutioneller Barrieren. Übersetzungsprojekte, gemeinsame Ausstellungen und digitale Plattformen könnten Brücken zwischen den Forschungskulturen schlagen. Für zukünftige Treffen, die im Zwei-Jahres-Turnus stattfinden sollen, wurde empfohlen, den Rahmen zu erweitern und Kolleg*innen aus den Museen und der Denkmalpflege ebenso wie französische Kunsthistoriker*innen sowie deutschsprachige Lehrende in Frankreich zu integrieren; dies wurde beim diesjährigen Rundgespräch vermisst. Darüber hinaus könnte auch eine weiterführende Einbeziehung von Nachwuchsforschenden fruchtbare Anregungen bringen und den Blick erweitern. Mit der Teilnahme von Mitgliedern des Postdoc-Forums Frankreichforschung (vorgestellt von den Sprecher*innen Iris Brahms, Universität Tübingen, Svea Janzen, Friedrich-Schiller-Universität Jena, und Paul Mellenthin, Universität Tübingen) und des Forschungsnetzwerkes französische Kunst der Frühen Neuzeit⁷ wurden hier erste Schritte unternommen.